

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 16 (1932)
Heft: 11-12

Rubrik: Zur Schärfung des Sprachgefühls

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zogen sind. Ueberdies sprächen ja die meisten Delsberger und Bruntruter geläufig „Bärndütsch“ und ersparten damit den Basler Geschäftsleuten, sich französisch bemühen oder gar noch schriftdeutsch antworten zu müssen. „Ge-wiß, gewiß“, erwiderte der Buchhändler, „allein wir haben auch mit der internationalen französisch sprechenden Rundschaft zu rechnen.“ „Ganz wie umgekehrt die Geschäftswelt der Stadt Neuenburg zu rechnen hat mit der deutsch sprechenden Rundschaft“, unterbrach ich den Buchhändler, „und zwar in einem ganz anderen Ausmaße, als Basel zu rechnen hat und je zu rechnen haben wird mit der französischen Rundschaft. Denn wie Ihnen wohl bekannt sein dürfte, wimmelt es in Neuenburg an den Feiertagen von deutsch sprechenden Besuchern. Auf den prächtigen, weitläufigen Seepromenaden, in den Museen, in allen Gaststätten, im Strandbad bei St. Blaise, überall hört man massenhaft schweizerdeutsch, so daß man sich in eine deutsche Stadt versezt glauben könnte. So dann liegt Neuenburg nicht zwischen 35 und 50 Kilometern von der Sprachgrenze entfernt wie Basel, sondern hart an der Sprachgrenze wie Biel. Und trotzdem fällt es den Neuenburger Geschäftsleuten nicht ein, der zahlreichen und einträglichen deutschen Rundschaft halber ihre Firmenaufchriften in deutscher Sprache abzufassen. Oder erinnern Sie sich, in Neuenburg schon einen deutschen Firmenittel gesehen zu haben?“ Ja, das sei ganz was anderes, meinte darauf der Buchhändler. Niemand erwarte im Welschland andere als französische Aufschriften. Es liege auch kein Bedürfnis vor, hieran etwas zu ändern; denn der Deutschschweizer wisse ja schon oder ohne wenigstens, was diese französischen Aufschriften, Speisekarten u. dergl. besagten. „Halt, nun habe ich Sie fest“, unterbrach ich den Buchhändler. Sie finden es also selbstverständlich, daß die französische Stadt Neuenburg, die hart an der Sprachgrenze liegt und zu einem sehr erheblichen Teil von der deutschen Rundschaft lebt, ausschließlich französische Aufschriften aufweise, und Sie würden es wahrscheinlich unangenehm und unnatürlich empfinden, wenn die Aufschriften mehrheitlich deutsch wären. Nun haben Sie in Basel auf 100 Kunden, die deutsch reden, vielleicht einen Franzosen, und vielleicht noch 2 Italiener. Wie könnten es die Basler bei einem solchen Kundenverhältnis rechtfertigen, ihre Firmenaufchriften in einer Fremdsprache zu halten?“ „Rechtfertigen können wir das nicht“, entgegnete der Buchhändler, „sondern wir folgen hierin einfach einem alten Brauch, der will, daß in Basel die Firmenaufchriften in französischer Sprache abgesetzt seien. Unseren Welschen und den Ausländern mag das unbegreiflich erscheinen, wir Basler hingegen sind daran gewöhnt und stoßen uns daran nicht.“

Ach, die armen Basler! Sie sind wirklich zu beklagen. Sie fühlen sich nicht wohl in ihrer Haut. Sie haben das Bedürfnis, etwas anderes zu scheinen, als was sie sind. Allein bei ihren rührenden Bemühungen darum kommt immer das gerade Gegenteil von dem heraus, was sie anstreben. Sie sind keine Franzosen, und nichts an ihrer Stadt, noch an ihnen selber erinnert an die berühmte französische Zivilisation und an französische Geistesart. Sie sind sich dessen bewußt, möchten aber doch die Einwohner jenseits des Hauensteins und des Liesbergs, sowie die Ausländer verblassen mit etwas, das ihre Verbundenheit mit der französischen Zivilisation und politischen Nachbarschaft bekundete. Sie wohnen an der Landesgrenze, aber diese fällt in Basel nicht zusammen mit der Sprachgrenze. Diese verläuft weit, weit hinter Basel, so weit, daß Basel nie ein Echo davon vernimmt. In Basels

engerem Hinterlande wohnt keine französisch sprechende Rundschaft. Und wenn einmal ein Delsberger nach Basel kommt, so hat er die üble Gewohnheit, in dieser urdeutschen Stadt deutsch zu reden. So daß die Basler die größte Mühe haben, ihr mühsam erlerntes Französisch an den Mann zu bringen.

Am verdrießlichsten für sie sind die Elsässer Nachbarn. Diese sind zwar seit Kriegsende politisch zu Franzosen umgegangen worden, aber sie halten mit unüberwindbarem Starrsinn an ihrer angestammten deutschen Muttersprache fest. Man bringt sie einfach nicht dazu, französisch zu reden. Obwohl Paris sie beharrlich mit den unerträglichsten und verwerflichsten Druck- und Gewaltmitteln quält und martet, sind sie davon nicht abzubringen. Sie bleiben dabei, deutsche Franzosen zu sein, ganz wie die Korsen italienische Franzosen sind. Ganz Europa weiß das. Basel schwiebt daher mit seinem künstlichen französischen Gehaben in der Luft. Dabei ist dieses Gehaben — und das ist das Tragi-komische an der Sache — ganz unfranzösisch. Denn nichts verstößt heftiger gegen den französischen Geschmack und Stil, als wenn Deutsches und Französisches durcheinander gewürfelt wird wie Muskatellertrauben und Holzäpfel, wie das die Basler betreiben mit ihren Geschäftsaufschriften und in ihrem Zeitungsschrifttum.

Heinrich Oberstettler.

N a c h w o r t d e s S c h r i f t l e i t e r s. Was da von Basel gesagt ist, gilt natürlich mehr oder minder auch von Bern und Zürich. Für Bern hat es Eduard Stettler in unserer Rundschau 1915 nachgewiesen, für Zürich bestätigen es ein paar hundert Schritte auf der Bahnhofstraße. Und auf dem Lande? — Das ist eben die französische Kulturtünche, die über allen deutschen Landen liegt — auch über den reichsdeutschen. (Wenn man zu Königswinter mit der Fähre über den deutschen Rhein fahren will, der dort zum Glück immer noch Deutschlands Strom und nicht Deutschlands Grenze ist, so kostet das laut Aufschrift 15 Pfennig „à Person“!) Und wenn man zu Bonn am Rhein im Gasthaus an Hand der Speisenkarte eine „Kraftbrühe mit Ei“ bestellt und nahe genug am Schenktisch sitzt, so kann man hören, wie dort der Herr Ober bestellt: „Eine Bulliong!“ Usw.) Es ist ja nur Tünche, eine dünne Tünche, aber wozu die Tünche? Warum nicht das Wesen zeigen? Immerhin macht uns Heinrich Oberstettler in einer weiteren Zuschrift darauf aufmerksam, daß die Kleinvässler ihre Rheindammanlage noch Rheinweg nennen (in Konstanz sage man Rheinstieg), während die Luzerner einen Quai national haben zu müssen glauben und nicht etwa einen Seeweg oder eine Kurssalepromenade. Das wäre ja immer noch nobel genug, wenn es wäre immer noch schlechtes Deutsch.

Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Ein ländliches Blatt schließt seinen Bericht über einen Gerichtsfall mit dem schönen Satz, neben den wir unsere Verbesserungsvorschläge stellen:

Das Gericht stellte sich auf den Standpunkt der Staatsanwaltschaft und verurteilte den 1899 geb. Angeklagten, dessen Begangenheit durch den Verteidiger, Nationalrat Dr. D., unter Geständnachfrage vertheidigter mildernder Momente in einem weniger krassenilde erscheinen zu lassen versucht wurde, wegen versuchter und vollendeter vorjährlicher Brandstiftung schuldig und verurteilte ihn zu fünf Jahren Zuchthaus.

Der Verteidiger, Nationalrat Dr. D., machte verschiedene mildernde Umstände geltend und suchte das Bild des Verbrechens abzuschwächen. Das Gericht erklärte den 1899 geborenen Angeklagten nach Antrag des Staatsanwalts der versuchten und vollendeten vorjährlichen Brandstiftung schuldig und verurteilte ihn zu fünf Jahren Zuchthaus.

Schon die Anordnung ist unlogisch. Nach dem Staatsanwalt sprach der Verteidiger, dann das Gericht; darum nehmen wir den Verteidiger voraus und nicht mitten in den Satz vom Gericht hinein; das ist verwirrend. Die Angabe des Geburtsjahrs gehört eigentlich auch nicht hierher, sondern an den Anfang des ganzen Berichtes; auch wirkt die Abkürzung „geb.“ im fortlaufenden Satz etwas schäbig; wenn sie dem Namen einfach beigefügt wird, z. B. „A. B., geb. 1899“, ist es etwas anderes. Und diese „Begangenschaft“ wurde also „durch den Verteidiger in einem weniger kraschen Bilde erscheinen zu lassen versucht“! Schön von diesem Verteidiger, aber wenn dieses verwickelte Deutsch des Berichterstatters durch uns in einem weniger kraschen Lichte erscheinen zu lassen versucht würde, so könnte unser Geschmack durch verständige Leute in einem ganz bösen Lichte erscheinen zu lassen versucht werden, welche Gefahr durch uns in einem ganz hohen Grade eintreten zu werden befürchtet und deshalb vermieden zu werden nicht unversucht gelassen werden darf. Auch stellen wir uns auf den Standpunkt (was ist ein Mensch ohne Standpunkt!) der Sprachanwaltschaft und finden, der Verfasser eines solchen Satzes sollte für seine Begangenschaft wegen versuchter und vollendeter vorsätzlicher Hirnbrandstiftung zu 5 Jahren Sprachlehre verurteilt werden.

Aus dem Idiotikon.

110. Heft (Huber & Co., Frauenfeld).

Die vorliegende Lieferung enthält in der Hauptfache die Wörter der Gruppe sp — r. Da steht, zeitgemäß genug, die Sippe von sparen an der Spitze und legt bestredtes Zeugnis ab vom Sparfinn des Schweizers. (Mancher Leser denkt dabei vielleicht auch an die kürzlich im Nationalrat gepflogenen Erörterungen, in denen auch vom Idiotikon die Rede war!). Es fällt besonders auf, daß die Zusammensetzung i-spare, die bei uns, namentlich im Amtsdeutsch, auch schriftsprachliche Geltung hat, sonst in keinem deutschen Wörterbuch aufgezeichnet und also wohl eigenständige Schweizerware ist. Beim einfachen Wort sparen haben sich bei uns bemerkenswerte Reste früheren Gebrauchs erhalten. Seine Bedeutungsentfaltung geht aus von einem allgemeinern Vorstellungsinhalt als dem in der heutigen Verwendung üblichen, nämlich von der Bedeutung „unversehrt bewahren, schonen“, die auch das englische to spare hat. Wenn in Graubünden einer großmütig zu seinem Gegner sagt: Spar mi nu nüd!, so entspricht das genau dem englischen do not spare me. Die gleiche Verwendung zeigt auch noch eine schöne alte Abschiedsgrußformel: Spar di Gott g'sund! (Bern, Solothurn und Nordostschweiz). — Sparen ist vor allem eine Tugend der Hausfrau; ein Einsender aus Rima lobt die dortigen Frauen: Flüssigu un sporigu schint sch'. Trotz aller Sparsamkeit will man sich aber bei Gelegenheit nicht lumpen lassen. Bim Herbste dörf men ämmel jo der Wi nit spare, heißt's in Baselland. Ein Appenzeller röhmt von seinen währschaften Schüddlingen: de Spec han-i au nüd gspäret. Zurückblicklich lautet ein Bündner Sprichwort: Wer albig spart, lebt allzit hort; wer vil verzert, würd au ernert. Wer gerne an feinerer Kost sich gütlich tut, findet dafür die faule Ausrede: Mit de Chüechlene ha-me 's Brot spare, oder: Weggli, Züpfle spart's Brot. Aber nicht nur Kleider, Lebensmittel, Geld, Mühs und Arbeit werden gespart, man kann auch 's Maul sparen. Josef Reinhart erzählt von gewissen Frauen: Die hei 's Maul au nit gspart. Hübsch ist die beschönigende

Redensart d' Warheit spare für „lügen“, die in der lebenden Mundart nur aus Uri belegt, in der ältern Sprache aber reichlich bezeugt ist. Gegen die französischen Zollplakaturen, unter denen eidgenössische Kaufleute 1553 zu leiden hatten, schreibt Rainsberg unmutig: „Do sy och schribent, der tag ... sye nur ain klainfüegs geltli, das sy us fründschaft von uns genommen, da sparend sy aber die warhait.“ — Eine heikle Sonderungsarbeit lag den gewissenhaften Bearbeitern zweifellos ob bei den Suppen Sparren (wozu sperren gehört) und Sporen, sporen, sperzen, sporzen. Der Sparren, ein Stück Rundholz von einer gewissen Dicke und Länge, hat zahlreiche Verwendungsmöglichkeiten in der einfachsten Technik; er ist Sperr- oder Stützpfahl, Zaunpfahl, Querstange beim Durchlaß durch einen Zaun, Querriegel an einer Türe (wozu die Urner Redensart gehört: eim der Sparre zieh, einen mit Geldmitteln kurz halten), Hebebaum, Knebel als Sitz bei einem ganz einfachen Abort (in den Schwyzer Alpen; man sagt daher: uf e Sparre go) usw. Für gelegentliche Verwendungen liefern die Zürcher Rats- und Richterbücher ergötzlich anschauliche Belege, wie etwa: „Do kamen ir dry in die reben, und einer sleich den kammerweg us, den wolt er (der Rebhüter) mit dem sparren an den schedel han geslagen“ (1400). Gleichbedeutend mit Sparren ist Sperrlig. Aber auch Sporen (Sporn) zeigt eine ganze Reihe ähnlicher Bedeutungen, wie zugespitzter Pfahl, Rundholz, Hebebaum usw. Außerdem kann einer en Sparre oder en Spore im Chopp ha. Wortgeschichtlich erweist sich Spore als eine alte Bildung (sog. Nomen agentis) zu einem Tätigkeitswort spore, „mit den Beinen stoßen, strampeln, sich röhren, sich anstrengen“; neben diesem stehen in unsern Mundarten zum Teil gleichbedeutend sperze und sporze. Iez häb di still im Bettli und spor-mer nid! sagt eine Mutter zum Kind (Bern), und ein Emmentaler tut den Stoßseufzer: Da cha-me der ganz Tag schanzen u chräbli u sporen u sperze, u het am End doch nüt dervo. — Das Heft bringt dem aufmerksamen Leser wieder einmal recht zum Bewußtsein, wie verwirrend vielfältig das Sprachleben aussieht, wenn man ihm wirklich an den Puls greift.

W. Cl.

Allerlei.

Hier wird gefreit und anderswo begraben. — Und oft kommt gar das eine zu dem andern. (Schiller, Tell.)

Aber beidemal kann man Wunderbares erleben, sprachliche Wunder. Wer, wie der Schriftleiter, innert Monatsfrist ein trauriges und dann ein freundliches Familienereignis erlebt, kann es auch erleben, daß er in dieser Zeit zuerst ein Kärtchen bekommt, auf dem da gedruckt steht: „A. u. H. D.... kondolieren herzlich!“; handschriftlich aber sind röhrenderweise noch beigefügt die schönen Worte: „und nehmen herzl. Anteil an Ihrer Trauer“. Ergreifend! Also nicht nur kondolieren tun die guten Leute, sie nehmen erst auch noch „herzl. Anteil“! Vier Wochen später schickt jemand zur Vermählung der Tochter seine „herzlichsten Gratulationen und Glückwünsche“... auch wieder röhrend: nicht etwa bloß Gratulationen, sondern dazu erst auch noch Glückwünsche! Aber was haben sich die guten Leutchen gedacht beim „Kondolieren“ und bei „Gratulation“? — Nichts, rein nichts können sie gedacht haben, sonst hätten sie nicht das, was sie dabei hätten denken können und sollen, gleich noch deutsch beigefügt. Wunderschöne Beispiele für den Unterschied zwischen Fremdsprache und Muttersprache!

„Und oft kommt gar das eine zu dem andern“!